

Predigt über 1. Petrus 2,21-25

Ein Bundesminister bezeichnet die Äußerungen und Vorschläge eines anderen Bundesministers als erbarmungswürdig. Doch er meint gar nicht, dass der Kollege dringlich seines Erbarmens bedürfe, darauf angewiesen sei, dass er selbst und andere sich seiner hilfreich annehmen. Sondern er meint, dass diese Vorschläge grundfalsch sind, indiskutabel. Auch wenn Leistungen als erbärmlich, als miserabel bezeichnet werden, eine Situation als Misere beklagt wird, signalisiert das meist nicht die Bereitschaft, sich tatsächlich zu erbarmen, sondern scharfe Kritik. Das Wort Erbarmen hat gegenwärtig keinen guten, keinen herzlichen Klang.

In unseren Gottesdiensten ist das anders, nicht nur am Sonntag Misericordias Domini, dem Sonntag von der Barmherzigkeit des Herrn. Unsere Gottesdienste sind ja so etwas wie eine Gegenwelt zu der Welt, die wir sonst kennen, in der wir uns irgendwie durchschlagen und behaupten, mit der wir irgendwie zurechtkommen und fertig werden müssen. Jedenfalls hoffen wir, wenn wir in die Kirche gehen, da etwas von einer anderen Welt zu hören. Hier soll nicht nur von dem die Rede sein, wovon ohnehin alle Welt redet. Und in diesen Gottesdiensten flehen wir um Erbarmen: Kyrie eleison, Herr, erbarme dich! Doch wir hören auch die frohe Botschaft vom Erbarmen unseres Gottes: Barmherzig und gnädig ist der HERR, geduldig und von großer Güte. Wir hoffen darauf, dass dies Evangelium unsere eigenen Worte und Taten prägt und beeinflusst, uns auch wappnet und stärkt; dass es sich bewährt und bewahrheitet bei unserem Agieren und uns Engagieren in einer Weltordnung, der man nicht ansieht, dass die Erde voll ist der Güte, der Barmherzigkeit, der Solidarität des HERRN.

Am Sonntag Misericordias Domini wird die Barmherzigkeit des Herrn, die ihm den Namen gibt, illustriert mit dem Bild vom guten Hirten. Gottes Barmherzigkeit zeigt sich darin, dass er das Verlorene und die Verlorenen nicht verloren gibt, sondern sucht und findet, behütet, leitet, führt, leiblich – er weidet mich – und seelisch – er erquickt meine Seele – für uns sorgt, auch in finsternen Zeiten, da der Tod bedrohliche Schatten wirft, seinen Namen bewährt, der bedeutet: ich bin da, werde da sein: er führt mich auf rechter Straße um seines Namens willen, hörten wir in Psalm 23. Dieser Psalm ist nicht nur ein persönliches, sondern auch ein politisches Vertrauensvotum. Anders als heute, da Pastoren, Hirten, Oberhirten kirchliche Begriffe sind, betrachteten und bezeichneten im Alten Orient die Herrscher sich als Hirten. Doch der Dichter misstraut dieser Behauptung, vertraut stattdessen dem HERRN als Hirten.

Noch deutlicher klang die politische Bedeutung des Begriffs Hirte in der Gottesrede aus dem Buch Hesekiel an, in der der Gott Israels den Herrschenden ihre Entlassung ankündigt, weil sie politisch versagt haben, er darum selbst als Hirte sich erweisen, betätigen und bewähren will. Daran knüpft Jesus an in der Rede, die wir aus dem Johannesevangelium hörten. Wenn er sich da als guten Hirte bezeichnet, im Unterschied und im Gegensatz zu allerlei anderen Hirten, die nicht gut sind, erhebt er den Anspruch, politisch zu führen. So ist er auch verstanden worden. Bald nach dieser Rede wird er von seinem Volk als König von Israel begrüßt und von den Römern als König der Juden gekreuzigt. Der Tod am Kreuz zeigt, dass Jesus unter politischer Führung etwas anderes versteht als das, was in der bestehenden Weltordnung darunter verstanden wird. Das wurde in jener Hirtenrede schon angedeutet: der gute Hirte lässt sein Leben für die Schafe.

Von Jesu Leiden und Sterben ist nun auch im heutigen Predigttext, zugleich die Epistel dieses Sonntags, die Rede, und gerade in diesem Zusammenhang auch von ihm als Hirt und von uns als Schafen seiner Herde:

21 *Auch Christus hat gelitten – für euch,
hat euch ein Beispiel hinterlassen,*

- 22 *damit ihr nachfolgt seinen Fußspuren:
der Sünde nicht tat,
auch keine Arglist wurde gefunden in seinem Mund;*
- 23 *der, geschmäht, nicht zurückschmähte,
leidend nicht drohte,
sondern es dem übergab, der recht richtet;*
- 24 *der unsere Sünden selbst hinauftrug
in seinem Leib auf das Holz,
damit wir, den Sünden abhandengekommen, der Gerechtigkeit leben.
Durch seine Striemen wurdet ihr geheilt.*
- 25 *Denn ihr wart verirrt wie Schafe,
nun aber habt ihr euch umgewendet zum Hirten und Bischof eurer Seelen.*

Diese Zeilen sind nicht an alle Menschen aller Zeiten und Orte gerichtet, sondern speziell an Leidende, und wenn wir den Kontext ansehen, in dem sie stehen, wird das noch deutlicher: es sind Sklaven, die hier angeredet werden, Menschen, die immer und ausweglos, seelisch und leiblich unter einer schlimmen gesellschaftlichen Ungerechtigkeit leiden. Auch wenn den meisten von uns Leiderfahrungen nicht erspart bleiben und erspart geblieben sind, merken wir doch gleich: das sind nicht wir, so sind wir nicht dran. Wir Mithörer und Mitleser aber sind gefragt nach unserer Fähigkeit mitzuleiden, nach unserer Sympathie und unserer Empathie, unserem Einfühlungsvermögen. Sind wir berührt und bewegt oder legen wir den Brief weg, weil er nicht uns gilt?

Diesen Leidenden wird zunächst gesagt: auch Christus hat gelitten. Das soll ihnen ihr Leid nicht ausreden, sie nicht moralisch erpressen: wenn ihr seht, was Jesus durchgemacht hat, dann ist eure Situation doch gar nicht so schlimm. Im Gegenteil. Der Verfasser will den Leidenden wenigstens ihre Würde geben und retten, indem er sie auf diesen Leidensgenossen hinweist. Euer Leid beweist nicht, dass ihr im Unrecht seid, womöglich von Gott bestraft. Macht euer Leid nicht noch schlimmer, indem ihr auch noch euch selbst quält: auch Christus hat gelitten. Ihr seid in eurem Leid nicht allein, jedenfalls nicht gottverlassen. Und auch uns wird damit ein Fingerzeig gegeben, ein Wegweiser aufgestellt, wo wir hingehen müssen, wenn wir so gar nicht spüren können, dass Gott und Jesus mit uns sind. Gelitten unter Pontius Pilatus – heißt es in unserem Glaubensbekenntnis: Jesus musste leiden unter einer Weltordnung, die durch den Namen dieses römischen Oberbefehlshabers charakterisiert ist.

Dieser Text weist uns am zweiten Sonntag nach Ostern in die Passionszeit zurück, in der wir besonders dem Leiden Jesu und seiner Bedeutung nachgedacht haben. Das erinnert uns daran, dass auch der Auferstandene der Gekreuzigte bleibt, die Auferweckung macht sein Leiden nicht rückgängig – wir haben am letzten Sonntag davon gehört, wie der Auferstandene auf seine am Kreuz durchbohrten Hände und Füße hinweist. Vor allem werden wir darauf hingewiesen, dass all unseren Osterliedern vom Sieg des Lebens über Tod und Hölle zum Trotz nach wie vor höllisch gelitten, qualvoll gestorben wird.

An die Passionszeit erinnert auch, dass der Briefschreiber hier ein altes Lied von einem leidenden Knecht Gottes aufgreift, es zitiert und paraphrasiert. Es steht im Jesajabuch, Kapitel 53 und gehört zu den Predigttexten am Karfreitag, weil es uns helfen kann, das Leiden und Sterben Jesu im biblischen Zusammenhang zu verstehen. In diesem Lied bekennen andere, vor allem Könige, sie hätten sein Leiden einst als Strafe Gottes verstanden – wir hielten ihn für einen von Gott Geplagten –, dann aber sei ihnen klar geworden: es waren nicht seine, es waren unsere Sünden, unter denen er zu leiden hatte. Da im Kontext dieses Lieds oft Israel, Jakob von Gott als „mein Knecht“ angeredet wird, liegt es nah, dass auch mit dem leidenden Gottesknecht dieses Volk gemeint ist, zumal die anderen Völker und ihre Könige, aber leider auch die Christen unter den Völkern oft gemeint haben, die Leiden Israels bewiesen ja, dass sein Gott ihm

zornig ist, es plagt und straft. Wenn unser Briefschreiber und andere Autoren des Neuen Testaments es nun auf Jesus beziehen, wollen sie damit nicht sagen, dieses Lied sei Jahrhunderte lang völlig unverständlich und nichts sagend gewesen, weil erst das Leiden Jesu klar gemacht habe, wovon hier die Rede ist. Im Gegenteil: sie wollten mithilfe dieses Lieds den Tod Jesu mit der biblisch bezeugten Geschichte Gottes mit seinem Volk in Einklang bringen.

Der Verfasser entnimmt nun beidem, der Leidensgeschichte Jesu und dem Lied vom leidenden Gottesknecht, eine Art Anweisung und Orientierung für jetzt Leidende: er hat euch ein Beispiel hinterlassen, damit ihr nachfolgt seinen Fußspuren, indem er, geschmäht, nicht zurückschmähte, leidend nicht drohte: ein Vorbild im passiven Widerstand, und in dem Wort passiv steckt ja Leiden, steckt Passion drin. Doch das bedeutet nicht prinzipiellen Rechtsverzicht, nur der Verzicht darauf, dies Recht selbst durchzusetzen: er übergab es dem, der recht richtet. Vielleicht schwebte Luther Ähnliches vor, als er den aufständischen Bauern zurief: Kreuz, Kreuz, Leid, Leid ist des Christen Teil – das Wort Kreuz deutet an, dass auch er Leidenden königliche, nämlich eine Christuswürde geben wollte.

Es mag sein, dass Leidende, jedenfalls manche von ihnen, die Botschaft, dass auch Christus gelitten hat, nicht als frohe Botschaft hören; dass sie vielmehr von einem guten Hirten erwarten, was im 23. Psalm auch steht, nämlich den kräftigen Einsatz von Stecken und Stab, wenn nötig auch von Feuer und Schwert, um alle Bedrohungen und alle Quälgeister mindestens in die Flucht, wenn nicht gar vernichtend zu schlagen – seien es jene Raubtiere, die zum treffenden Beinamen des Kapitalismus wurden, seien es jene Monster, die Mörderbanden, die meinen, Gott einen Dienst zu tun, wenn sie möglichst viele Menschen viehisch umbringen und damit faktisch einen Gott bezeugen, von dem sich jedenfalls nicht sagen lässt, dass er barmherzig und gnädig, geduldig und von großer Güte ist. Doch gerade deren Untaten zeigen ja, wie wichtig und hilfreich es ist, das Richten Gott zu überlassen, nicht jede angebliche oder tatsächliche Kränkung der eigenen Würde, Verletzung der eigenen Ehre selbst rächen zu wollen.

Doch unser Briefschreiber empfiehlt uns das Leiden Jesu nicht nur als Vorbild. Dass Jesus, wie er sagt, für euch gelitten hat, das hat auch was bewirkt. Er nimmt aus dem Jesajalied die Formulierung auf: Fürwahr, er trug unsere Sünden, und er nimmt sie wörtlich: er trug sie in seinem Leib hinauf auf das Kreuz. Er nahm sie uns weg. Wir sind den Sünden abhandengekommen, können nun der Gerechtigkeit leben. Dass Menschen leiden müssen, beweist zwar nicht, dass sie im Unrecht sind, es beweist aber auch nicht, dass sie im Recht sind. Auch Menschen, die Unrecht leiden, können ganz schreckliche Unmenschen sein. Doch Jesu Leiden bewirkt, dass wir Gott recht sind, und befreit uns dazu, dieser Gerechtigkeit entsprechend zu leben.

Gestern vor 71 Jahren wurde der Theologe Dietrich Bonhoeffer ermordet. In einer Bilanz nach zehn Jahren Herrschaft der Nationalsozialisten schrieb er unter anderem: „Wir sind gewiss nicht Christus und nicht berufen, durch eigene Tat und eigenes Leiden die Welt zu erlösen, wir sollen uns nicht Unmögliches aufbürden und uns damit quälen, dass wir es nicht tragen können, wir sind nicht Herren, sondern Werkzeuge in der Hand des Herrn der Geschichte, wir können das Leiden anderer Menschen nur in begrenztem Maße wirklich mitleiden. Wir sind nicht Christus, aber wenn wir Christen sein wollen, so bedeutet das, dass wir an der Weite des Herzens Christi teilbekommen sollen in verantwortlicher Tat, die in Freiheit die Stunde ergreift und sich der Gefahr stellt und in echtem Mitleiden, das nicht aus Angst, sondern aus der befreienden und erlösenden Liebe Christi zu allen Leidenden quillt. Tatenloses Abwarten und stumpfes Zuschauen sind keine christlichen Haltungen. Den Christen rufen nicht erst die Erfahrungen am eigenen Leibe, sondern die Erfahrungen am Leibe der Brüder (und Schwestern), um derentwillen Christus gelitten hat, zur Tat und zum Mitleiden.“

Amen.